

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 28 (1938)  
**Heft:** 39

**Artikel:** Der Wohnungwechsel  
**Autor:** Menzi-Cherno, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647880>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

nen Garten mehr Zeit und Liebe übrig gehabt und mehr Fürsorge verwendet, als für seine Buben. — Und jetzt war es umgekehrt. Die groß gewordenen Söhne lebten ihr eigenes Leben — und nun war er allein, ganz furchtbar allein. —

Zufällig erfuhr ich vom Schicksal unseres einstigen Nachbarn, als ich wieder einmal in die Stadt kam. Ich stand vor dem Gartenzaun und staunte, was aus dem pedantisch gepflegten Garten des gestrengen Sebastian Keller geworden. Er hatte mich doch als ganz kleines Mädchen auch einmal ganz unfaßt an den Ohren gezogen, weil ich zur Fliederzeit einen Zweig von seinen Büschen gebrochen. —

Nun breitete ein Rasenteppich sein saftiges, samtenees Grün, wo vordem Blumenbeete angepflanzt waren, und darauf spielte ein herziges Bübchen mit Ball und Teddybär. Nur noch ein einziges Rosenbäumchen stand in einer geschützten Ecke und war in voller Blüte. —

Ich faßte mir ein Herz und bat die Mutter des Kindes um ein paar Knospen vom letzten Rosenbaum, der noch von Sebastian Kellers Garten übrig geblieben! Drei herrliche Blüten schenkte mir die Frau, und zur selben Stunde klopfte ich an die Tür des Heimes für Gebrechliche und Altersschwache. — Das Wiedersehen mit dem alten Manne war still und traurig, weder Scherz noch gütiger Zuspruch konnten die Tränen hemmen, die dem alten Manne über die welken Wangen flossen. — Ich stellte die drei Rosen in ein Wasserglas und erzählte von ihrer Herkunft und ihren Grüßen aus der guten, alten Zeit. —

Kritisch musterte er die Blüten und sagte: „Man sieht es schon, meine Rosen entbehren der Pflege.“ Ich aber sagte nicht ohne Bedeutung: „Der Mann, der Euer Haus übernommen hat, hat Weib und Kinder und nicht viel Zeit übrig für die Pflege des Gartens.“ Er schaute mich durch die Brillengläser nachdenklich an und erwiderte: „Ja, ich hätte vielleicht auch weniger Zeit für den Garten und dafür mehr für Frau und Kinder haben sollen.“ — Er nahm das Glas mit den Rosen und schaute die Blüten lange, lange an. —

„Hätte ich nur mehr Zeit für meine Buben gehabt, dann schriebe mir der Älteste, der Pastor geworden ist, nicht, daß seine Pfingstpredigt das Thema behandle: „Lasset den Geist der

Liebe euer Tun und Lassen regieren“, sondern er würde auch selbst darnach handeln und mich in sein Pfarrhaus aufnehmen, das auf dem Lande im Grünen steht. Und der zweite, der Arzt geworden, würde selber kommen und sehen, wie mein unerträgliches Leiden etwas erträglicher für mich gestaltet werden könnte, und der dritte, der Musikus, spielte mir eine Motette zum Troste, statt, wie er berichtet, neue Schlager und Operettenmusik zu komponieren, mit welcher man mehr Geld verdiene als mit geistlicher Musik.

Diese Rosen sind nun meine letzte Freude. Ich weiß, ich habe vieles verkehrt gemacht in meinem Leben, ich hatte hier am Fenster sehr viel Zeit, darüber nachzudenken; aber man kann leider das Rad der Zeit nicht mehr zurückdrehen. — Das ist nun einmal so.“ Dann schwieg er. Die Rosen dufteten wunderbar in dem nüchternen, liebeleeren Krankenzimmer. — Ich schob ihm das Riffen zurecht und verließ den armen, einsamen Mann.

Als ich wiederkam, um eine stille Stunde mit ihm zu teilen, sah ich beim Vorübergehen, daß die Menschen den großen Kastanienbaum an der Straßenecke umhieben. Er sei ein Verkehrs Hindernis geworden und müsse umgehauen werden. Kaum wagte ich, davon meinem armen Kranken etwas zu sagen. Während wir am Fenster saßen, frachte es draußen und der Ast, der in das Zimmer grüßte, fing an zu schwanken und ins Leere zu fallen. „Was machen sie mit meinem Kastanienbaum?“ frug der Gelähmte. „Er mußte dem modernen Großstadtverkehr weichen“, sagte ich tonlos. „So, jetzt ist mein letztes, stilles Freudlein von der andern Welt dahin, jetzt möchte ich lieber auch nicht mehr auf dieser Erde sein.“ —

Ich weilte nur noch wenige Tage in der Stadt und wollte dem Kranken zum Abschied noch einmal ein paar Rosen von seinem Garten bringen. Als ich das Haus betrat, sagte man mir, daß Sebastian Keller die Augen für immer geschlossen habe in der vergangenen Nacht. Die Rosen legte ich ihm in die wächsernen Hände und das Bäumchen, das letzte, das noch von seinem Garten übrig geblieben, verpflanzten wir auf seinen Grabhügel hinter den schlichten, schmucklosen Stein. Dort blüht es auch heute noch unbeschnitten und ungepflegt, doch seine Blüten duften trotzdem wie die kostbarsten seiner Schwestern. —

## Der Wohnungswechsel

Von Hermann Menzi-Cherno

Mlois stellte sich beim Wohnungswechsel ungeschickt an, Marianne sagte, er sei unbrauchbar, man müsse fremde Hilfe herbei holen; allein wie hätte Mlois die seit sieben Jahren bestehende Häuslichkeit mit derselben Tapferkeit zerstören können, wie Marianne es tat!

Er mußte seine Bücher in Kisten unterbringen, zuweilen prüfte Marianne das Fortschreiten der Arbeit und überraschte ihn lesend; er stöbere nur ein wenig bei dem und jenem Liebling unter den Dichtern, entschuldigte Mlois seine Müßigkeit.

In den andern Zimmern räumte die „fremde Hilfe“ aus, ruchlos und heftig und manchmal hörte Mlois, daß Marianne überlegte Anordnungen gab, dann wurde das Gebaren noch lärmender. Die sieben Jahre waren vorüber, Marianne zog weiter, wie es ihre Art war: unbehindert und klar. So hatte sie auch vor vier Jahren das Kind zur Welt bringen wollen, doch es wurde eine verworrene Sache daraus, der Arzt schrieb über Mlois, ja, der Arzt schaute ihn dermaßen an, daß es wie ein Schrei war, indes Marianne flüsterte: „Muß ich jetzt schon gehen?“ Dabei hatte sie das Kind noch gar nicht gesehen, sie lag nur da und mußte dulden, daß das Leben aus ihr fiel. Es war erschütternd, wie das schöne Antlitz in den Kissen versank und weg ging in die fremde Dämmerung. Ihre Seele war schon nahe bei Gott, nur der Mund war noch irdisch genug uns zu fragen: muß ich jetzt schon gehen?

Es ist erwiesen, daß Marianne schon in der Mädchenschule

selten das vorgeschriebene Pensum erfüllte; am Tage des Wohnungswechsels fand Mlois ihr Aufgabenheft und vernahm daraus, daß sie frühzeitig vielen glücklichen Neigungen dienstbar war. Man schrieb über sie: „Marianne kann es nicht lassen, ihre Mitschülerinnen zu zerstreuen und abzulenken, wie sie selbst immer mit anderm beschäftigt und daher selten, wenn sie angerufen wird, gesammelt ist und sofort antworten kann; sie wurde das Quartal hindurch zahllose Male gemahnt und gewarnt.“

Hatte sich Marianne nicht mit uns beschäftigt, als Gott sie haben wollte? Nein, sie war noch nicht gesammelt und gab auf Gottes Rufen keinen Bescheid.

Mlois hat seiner Frau, die so kühn dem Tode entlaufen war, Beethovens Totenmaske geschenkt, vielleicht wollte er sagen: so bleich wärest du beinahe geworden; Marianne lächelte schwach, so war Mlois, er schob etwas Beiläufiges in den Vordergrund, für sie war Beethoven nicht das zugehoffene Gesicht, sie rührte es nicht an, sie war wieder hier und lag noch keineswegs schlafend im finsternen Land. Mlois befestigte die Maske an der Wand seines Zimmers, als er später das Sargophon kaufte, wandte er Beethoven den Büden zu und spielte das Instrument hingebungsvoll.

Tonio war jetzt vier Jahre alt, im Sommer liebte er den Fluß, Marianne schwamm mit ihm, das Kind schlang die Arme ihr um den Nacken und dann glitten sie dahin. Marianne durfte

tauchen, lang und tief, Tonio befahl es ihr und ahmte nach, er neigte nur das Haupthaar. Moïis tauchte nie, er zog ruhig in der Strömung und hielt den Kopf hoch, Marianne hieß ihn konservativ. Nur Tonio sagte verständig: „Die Mütter der Kinder tauchen groß, aber die Väter der Kinder tun es nicht.“ Du liebes Kind, denkt Moïis, und nimmt Tonio stürmisch in seine Arme, er umschließt den schmiegsamen, nackten, warmen Körper und legt sich frohlockenden Herzens mit ihm in den Sand.

Das war jetzt überdacht und vorüber, Moïis mußte die Bücher einpacken für den Umzug; Marianne machte „überflüssige Bemerkungen“ und brachte Moïis und Tonio auseinander; gerade heute wollte Tonio wieder die Sache um den Zeppelin wissen: wie die Füllung mit Blaugas und Wasserstoff vor sich ging, und wer in den Kurven die Bremsen anzog, und wer das

Luftschiff zuerst berühren durfte, wenn es hart neben dem Kaninchenstall niederstiege.

Man räumte die gefüllten Kisten aus dem Zimmer, Moïis kniete auf dem Boden, Tonio lehnte sich an ihn und bat: „Sage jetzt das vom Blaugas.“ — „Ich will dir alles sagen im neuen Haus, obschon du das vom Gas noch nicht ganz deutlich verstehen wirst; gehe jetzt, der Wagen fährt ab.“ Da umhastete ihn Tonio und sprach: „Die Väter der Kinder können nicht sagen, wie die Sache um den Zeppelin ist.“

Der Wagen rollte davon, Moïis erhob sich und war ein Wesen der Freude: die Kinder demütigen die Väter nicht!, jubelte er, und man sah ihn hüpfend hinter dem Gefährt Beethovens Totenmaske tragen und das Sargophon, beiläufige Dinge, die auszuräumen Marianne vergessen hatte.

# WALE STEUERBOARD!

## Vier Tage im Mastkorb eines Walfischfängers

Seit 10 Stunden sind wir mit der „Sumbö“ unterwegs auf Walfischfang, südöstlich der Faröer-Inseln, im nördlichen Atlantik. Der Kapitän steht mit Zirkel und Lineal über die „Generalstabskarte“ gebeugt und rechnet. Die Wale müßten eigentlich schon in unserer Nähe ihre Straße ziehen, wie sie es Jahr für Jahr tun. Aber noch ist keiner gesichtet worden, und wir haben Zeit, den phantastischen Erlebnissen des Kapitäns zu folgen. „Vor einer Woche“, erzählt er, „haben wir einen 28-Meter-Finwal geschossen, aber die Harpune saß zu hoch, der Kerl ging nachbord unter und kam steuerbord wieder hoch, riß das Schiff um, daß der Mastkorb schon im Wasser lag und raute 7 Stunden lang mit uns im Kreis herum, bis ihm schließlich die Kraft ausging. Hahaha! Aber dabei war uns wirklich nicht zum Lachen, verdammt nochmal!“ — und ein derber Faustschlag auf den Tisch deutet darauf hin, daß die 10 Walfischfänger nicht schlecht geflucht haben an diesem Tage. — „Ja, und im vorigen Jahr passierte dieselbe Geschichte mit dem kleinen Boot, aber das riß einer nun richtig unter Wasser herum und auf der anderen Seite wieder hoch, daß alle Sachen, die nicht angenagelt oder angebunden waren, im Handumdrehen 800 Meter tief versanken.“

„Bimbimbim“, klingelte es plötzlich im Maschinenraum. Das heißt: „Wale gesichtet“, und bedeutet: „Wolldampf voraus“. Da fliegen die Sachen nur so hin, alle Mann an Deck, ich laufe mit der Kamera in der Hand dem Kapitän zur Harpunen-Kanone nach, die am Bug auf einer Holzplattform schwer und drohend mit ihrer tödlichen Ladung steht. Eben sind die Tiere untergetaucht, der Mann im Mastkorb beobachtet, wo sie nun wieder auftauchen werden, und ebenso wie er drehen alle Mann an Deck die Köpfe hin und her und suchen den Kreis um das Schiff herum ab.

Da schreit es vom Mastkorb herunter: „Wale steuerbord!“ Der Steuermann dreht bei. Die Maschinen laufen Wolldampf. Die Verfolgung, der Kampf beginnt. Ich sehe und höre plötzlich mit unheimlichem Schnaufen eine Wassergarbe hoch und sprühend emporschießen, dann tauchen nacheinander drei braune, fettig-glänzende Rücken aus dem klarblauen Wasser, jetzt gehen sie wieder unter, bald darauf tauchen sie wieder auf, wieder faucht die Wassergarbe, wieder gehen sie unter, noch einmal dasselbe Spiel und nun schießen sie mit stark gebogenem Rücken hinab in die Tiefe, die große Rückenflosse peitscht noch einmal über das Wasser — dann ist alles still, eine unheimliche Ruhe voller Spannung.

Das Schiff ist wenige Sekunden später schon an der letzten

Lauchstelle und kreist vorsichtig und langsam, um sofort wieder mit Wolldampf auf die Riesen loszugehen, sobald sie zu sehen sind. Während ich mich noch, keine 3 Meter von der Kanone, in ein paar Seile hänge und meinen Fotoapparat fertig mache, stoppt plötzlich das Schiff, der Beobachter hat lautlos dem Steuermann ein Zeichen gegeben — und mir bleibt der Atem weg. . . . Da taucht der Wal kaum 6 Meter vor mir auf, riesenhaft wie ein Zeppelin, die Garbe braust hoch in die Luft. Der Kapitän hat schon die Kanone herübergedreht, ich reiße noch rasch die Kamera vors Gesicht, da kracht der Schuß. Blitz und Feuer, Pulverrauch und ein Knall. Breitbeinig steht der Kapitän, die Fäuste in die Hüften gestemmt, hinter der rauchenden Kanone und grinst mich an. Das Seil aber liegt über den Rollen und bewegt — sich nicht. Der Schuß ging vorbei.

So vergehen drei Tage. Viermal schießt der Kapitän, aber der Seegang macht das Zielen so schwierig, daß der Schuß immer wieder danebengeht. Endlich, am frühen Morgen des vierten Tages wird die Schlacht erfolgreich. Um 6 Uhr rasselt die Glocke im Maschinenraum, der Heizer weckt uns, schnell raus, hinauf zum Mastkorb, mit Watte in den Ohren — aus begreiflichen Gründen. Wir sehen sechs Wale in aller Ruhe nebeneinander schwimmen, einer nach dem andern taucht aus dem Wasser auf, das Schiff ist in einer Viertelstunde bei ihnen. Als sie wieder auftauchen, hat der Steuermann so geschickt beigesteuert, daß die Wale gerade vor dem Bug hochkommen.

Ein Schuß! Das ganze Schiff bekommt einen Ruck nach hinten, ich sehe noch die zentnerschwere Harpune dunkel und flach über das Wasser rasen, das Seil zittert in schwachen Wellen hinterher, dann ist es plötzlich still, kein Wal mehr zu sehen, aber das armdicke Seil rollt von Bord, immer mehr, hundert, zweihundert, fünfhundert, siebenhundert Meter. . . . Endlich taucht der ungeheure Leib wieder auf, als sei er gar nicht getroffen, die Wassergarbe zischt hoch, wie immer — und der Rücken wölbt sich braunglänzend aus dem Ozean, aber da schießt auch schon eine zweite Garbe hoch, hellrotes, rauchendes Blut. Der Kapitän weiß, was geschehen ist. Er hat zu hoch getroffen, das gewaltige Geschloß traf hoch im Rücken, ging auf der anderen Seite wieder hinaus und explodierte im Wasser. Und er weiß auch, was nun zu tun ist: in fieberhafter Eile wird eine zweite Harpune eingesetzt, während die Dampfwinde das Seil einzieht — und mit ihm den schwerwunden Wal. Schließlich kommt er, schon ermattet vom ungeheuren Blutverlust, längs vor dem Schiff hoch, wieder kracht ein Schuß über die stille See, der Wal dreht sofort um, mit dem gestromten Bauch nach oben